

Friedrich Spee von Langenfeld,

als geistlicher Dichter,

(Verfasser der „Trutz - Nachtigal“.)

von

H. Schwendler.

Wild tobte der Bürgerkrieg durch Deutschlands Gauen. Der Religionsfriede (1555) hatte weder die Einen noch die Andern befriedigt; zwei Generationen hindurch hatte der zurückgebliebene Funke unter der Asche geglimmt, sich ausbreitend nach Unten und nach Oben und nach den Seiten, bis er endlich (1618) hervorbrach und zündete im Norden und im Süden, im Osten und im Westen des schönen Landes, um während des langen Lebens einer folgenden Generation fortzubrennen, auflösend und vernichtend, wie die stolzen Werke der Menschenhand, so den reichen Segen des Himmels.

Leider ist der Krieg zugleich Kind und Vater der Leidenschaften. Gegenseitiges Mißtrauen hatte einen andern Funken hervorgeockt, Neid und Verdacht hatten ihn unter der Asche lebendig erhalten, Verleumdung und Habsucht hatten ihn zur Flamme grossgezogen, der Aberglaube schürte das Feuer *). In ihren Wirkungen war die zweifache Brunst gleich schauderhaft und verderblich. Während die eine den Kern der männlichen Bevölkerung aufzehrte, suchte die andere ihre Opfer zunächst unter dem andern Geschlechte; der Tod im offenen Felde ereilte den Mann; der langsame Tod unter den Martern der Folter beschlich das Weib, der Scheiterhaufe verzehrte die Hexe, die Frau oder die Jungfrau, welcher der Aberglaube die übermenschliche Kraft zuschrieb, mit Hülfe böser Geister ausserordentliche Wirkungen hervorzubringen.

Das war die Lage Deutschlands, vorzugsweise während der Schreckensperiode des dreissigjährigen Krieges (1618—1648) und der Hexenprocesse, als ein Mann auftrat, der, in ärmlicher Mönchskutte einhergehend, mit kühner Hand dem anfluthenden Verderbeströme einen Damm entgegenbaute, welchen die Fluth später weder zu durchbrechen noch zu übersteigen vermochte, wengleich durch die Seitenwege, welche sie sich wühlte, der Wehrdamm noch lange unwirksam stand. Spee heisst der Menschenfreund, dessen Muth

*) Superstitio, invidia, calumniae, detractioes, susurratioes et similia suspitionem magiae primum excitant, sagt Spee: *Cautio crim. dub.* 51,1.

dem Hexenunwesen die Larve abriß, auf die Gefahr hin, das eigene Leben dem Holzstosse entgegenzutragen. (1591 ist das Jahr seiner Geburt, in Kaiserswerth bei Düsseldorf *); 1635 das seines Todes, in Trier.)

Aber welche war denn die Schranke, welche Spee fanatischer Wuth entgegenhielt? oder welche ist die Waffe, mit der es dem Einzelnen gegeben ist, gegen eine herrschende Ansicht, gegen Vorurtheile und blinde Leidenschaft anzukämpfen? Keine andere, als die der Belehrung. Spee hatte, vermöge seiner Sendung als Seelsorger, die traurige Pflicht, die unglücklichen Opfer des Parteihasses und des Aberglaubens zum Feuertode hinzubegleiten, und er hatte, nach seiner eigenen Angabe, in Zeit von 2 bis 3 Jahren (1628 bis 1631 wo er in Franken stand), den ermüdenden Weg nicht weniger denn 200 mal gemacht; er kannte das Uebel und die Quellen des Uebels; er schrieb also seine *Cautio criminalis*, das männlichste Buch, das je der Feder eines Kämpfers für Wahrheit und Recht gegen die Lüge und das Unrecht entfließen ist**).

Der Verfolg des kühnen Unternehmens fällt ausserhalb des Zweckes dieser kurzen Schrift; wir wollen nur, an die Zeitverhältnisse erinnernd, in seinem segensreichsten Wirken den Menschen sehen, um den Schriftsteller beurtheilen zu lassen, oder genauer, den Dichter einer Reihe von Gedichten, die, weil sie als Manuscript auf hiesiger Stadtbibliothek ***) aufbewahrt werden, ein besonderes Interesse für unsere Stadt und Umgegend haben dürften. Selbst eine dritte Schrift Spee's: *Göldenes Tugendbuch* (oder lat. wie es auch erschien: *Exercitia aurea trium virtutum theologiarum*) betitelt, erwähnen wir nur dem Namen nach, weil sie weder den Menschen mehr als jene erste, noch den Dichter so sehr wie die folgende kennen lehrt; sie ist ein Erbauungsbuch in katechetischer Form, das mit vielen auf den behandelten Gegenstand bezüglichen Parabeln und Liedern durchwebt ist, und das, in etwas modernisirter Sprache, manchem der vielen ähnlichen heutzutage erscheinenden Werkchen der Art leicht den Rang streitig machen würde.

*) Eine Inschrift auf einem Spee darstellenden Bilde, das in Cöln im ehemaligen Jesuitencollegium (jetzigen kath. Gymnasium) aufbewahrt wird, setzt letzteren Punct, den seines Geburtsortes, der lange strittig war, indem der Beisatz seines Namens „v. Langenfeld“ für den seines Geburtsortes angesehen wurde, ausser Zweifel. Die Inschrift lautet: „Fridericus Spee, Caesar-Insulanus, familia nobili, Societatem amplexus 1610, vir magni et indefessi in animarum zelo animi, acceptis licet ab haereticis septem vulneribus, ad virium defectum concionatus, post traditam cum laude theologiam, editis libris, clarus obiit Trevis 7. Augusti 1634, aetatis 44.“ Die Jahreszahl 1634 ist jedoch unrichtig, da es gewiss ist, dass Spee im Jahr 1635 bei der Einnahme Trier's durch die Spanier, umkam. S. Wyttenb. Trier. Gesch.

***) Der ganze Titel des Buches ist: *Cautio criminalis, seu de processibus contra sagas liber, ad Magistratus, hoc tempore necessarius, tum autem consiliariis et confessariis principum, inquisitoribus, iudicibus, advocatis, confessariis reorum, concionatoribus caeterisque lectu utilissimus; auctore incerto theologo romano.*

****) Neben dem Manuscripte befindet sich auf unserer Bibliothek die (zweite) kölnische Ausgabe von 1654. Sie weicht in Vielem von unserem Originale ab; dies hat also nicht zum Abdrucke gedient. Die hiesige Handschrift ist ein Jahr vor Spee's Tode (1634), wie es scheint in Trier vollendet worden; sie ist demnach jedenfalls die correcteste, zumal da sie auch höchst wahrscheinlich von Spee's eigener Hand herrührt. Eine andere mag Spee früher seinem Freunde und Schüler, dem Buchhändler W. Friessem oder dem Herausgeber P. N. N. S. J. mitgetheilt gehabt haben; diese wäre denn die Handschrift, welche zu dem von beiden, 14 Jahre nach Spee's Tode veranstalteten Abdrucke gedient hätte.

Unser Manuscript führt den Titel: „Trutz-Nachtigal oder Geistliches Poetisch Lustwäldlein. Als noch nie zuvor in Teutscher Spraach auff recht Poetisch gesehen ist. Allen geistlichen, gottliebenden Seelen, und sonderlich der poetischen Kunst gelehrten Liebhabern zur Erquickung. Durch einen Priester der Societet Jesu. Anno 1634 *)“. Es trägt gleich auf der Rückseite des Titelblattes folgende Anrufung an die Musen:

Sicelides Musae sacrum decorate Poëtam
Qui vos Germano nunc facit ore loqui.

Den Gedichten selbst schickt Spee einige „Merckpünctlein“ voraus, worin er sich über den Titel „Trutz-Nachtigal“, den er dem Buche gibt, über die Anwendung der deutschen Sprache „zum Besingen des Namens und zur Verkündigung des Lobes Gottes“ erklärt, auf den Accent als auf die Grundlage der Sylbenquantität hinweist und mit einigen grammatischen Bemerkungen schliesst. Der Titel klingt ihm weder anmassend noch sonderbar; in solchen Tändeleien gefiel sich die Zeit. „Trutz-Nachtigal, sagt er mit selbstgefälligem Vertrauen, wird das Büchlein genand, weil es trutz allen Nachtigalen süß, und lieblich singet, und zwar auff recht Poetisch. Also dass es sich auch wol bey sehr guten Lateinischen und anderen poeten dörrft hören lassen. Was die Sprache betrifft, „solle sich (fährt er, deren Reinheit verbürgend, fort,) der Leser drauff verlassen, dass kein Wort passiret worden ist, so sich nicht bey guten authoren finden lasse, oder bey guten teutschen bräuchisch seye;“ darum meint er, und mit Rücksicht auf ihre prosodischen und metrischen Eigenschaften, „man könne auch in der Teutschen Spraach gut poetisch dichten und reden, und es habe nicht bisshero an der Spraach, sondern an poeten, so es einmahl auch im Teutschen wagen dörrften, gemanglet; der Leser, fügt er naiv hinzu, wird dies gleich auss disem Büchlein erfahren.“ Und sogleich zeigt er ihm mittels der Prosodie, der Metrik und einiger sprachlichen Andeutungen den Weg, den er zu gehen habe, um zu diesem Urtheile zu gelangen, und der Behauptung, die er (Spee) ihm aussprache, inne zu werden. — Spee's Leistungen für die deutsche Prosodie sind unverkennbar, und wenn auch Opitz für den Vater derselben gilt, so werden wir später sehen, dass nach Gebühr Spee das Verdienst der Originalität mit ihm theilt.

Die Liederreihe wird eröffnet mit einem „Eingang“, einem Prospectus auf den Zweck des Dichters. So wie die Nachtigall, singend und klagend, von Baum zu Baume fliegt, von Zweig zu Zweige hüpfet, so singt die „Trutz-Nachtigal“ das Lob Gottes durch „Berg und Thal, in Feld und Wäldern, am Bache Cedron und am Oelberg“, sie

„Ist wund von süßem Pfeil
In Lieb sie lieblich brennet,
Wird nie der Wunden heil.
Gelt, Pomp und Pracht auff Erden,
Lüst, Freuden sie verspott,
Und achtets für beschwerden,
Sucht nur den schönen Gott.“

*) Das Manuscript ist noch nie gedruckt erschienen. Da dasselbe jedoch von einigem Interesse sein dürfte, so habe ich das Nöthige zu dessen Abdruck vorbereitet, und gedenke es nächstens in Verbindung mit Spee's Biographie zu veröffentlichen.

Dies tiefe Gemüth, das nur Gott sucht, nur in Gott Frieden und Zufriedenheit findet, ist der Quell, dem alle seine Gefühle entspringen, ist der Grundton, der Spee's Gedichte vom ersten bis zum letzten durchweht; aus diesem Grundton entwickelt sich eine Reihe so harmonischer Empfindungen, dass, wenn es wahr ist, dass nichts so sehr das innere Leben des Menschen entfalte, nichts so sehr seine Seele abspiegele, nichts so sehr ihn kennen lehre als lyrische Ergüsse, der Herausgeber der (zweiten) kölnischen Ausgabe (1654) in einem einleitenden Gedichte, das P. V. V. N. S. J. unterzeichnet ist, auf dieselben hinweisend, mit Recht sagt:

„Sein schuldt hat (Spee) also zahlet.
 Ob zwar ihms leben kost*):
 In Schriften doch gemahlet
 Sein Bildnuss steht zum trost.
 Wer dan begehrt zu sehen
 Den lieb- und wehrten man,
 Darff weiter nicht zu gehen,
 Man h i e ihn schauen kan.“

Es hat aber Spee's tiefe Religiosität, die den Typus des Ganzen macht, ihrerseits ihren Grund theils in der Beobachtung der Natur, theils in den Wahrheiten der Offenbarung. Ein immer wacher Sinn für die Schönheit der Natur, eine immer rege Wahrnehmung der Allmacht, der Weisheit, der Güte und der Fürsorge Gottes in der Natur, seine aus den Lehren der Religion geschöpfte Ueberzeugung von der Bestimmung des Menschen, von dem Undank desselben gegen Gott durch die Sünde, von Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Tod und die Auferstehung Jesu, begründen in ihm die Gefühle des Dankes und der Gegenliebe gegen Gott den Schöpfer und den Heiland, erregen in ihm eine rastlose Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott, erzeugen in ihm eine stete Angst, dessen, den er in Allem sucht, den er in Allem findet, ungeachtet der Liebe, die ihn durchglüht, nicht würdig zu sein, öffnen sein Herz der Liebe gegen die ganze Menschheit, kurz, bilden in ihm ein Gemüth aus, das Himmel und Erde umfasst, und das in dieser und in seiner natürlichen Tiefe durch den Anblick des vielfachen Elendes, das der Mensch dem Menschen bereitet, besonders der durch die geist- und herzlosen Hexenverfolgungen leidenden Unschuld, zum Himmel hingezogen wurde, als woher allein in so dichte Finsterniss Licht, in so tiefe Versunkenheit Erkenntniss und für solche Wunden Balsam gesendet werden könne.

Wir möchten dies Urtheil begründen, allein sofern dasselbe einen Schluss auf den Geist des Schriftstellers enthält, dürften einzelne Belege, da dessen Prämissen nur eine Frucht aufmerksamer Lectüre des Ganzen sein können, nur dürftiges Material liefern. Begründen wir indessen einzelne Züge. Wie rührend schön drückt er jenes tiefe Gefühl der

*) Spee war an einer Krankheit gestorben, die er sich in den Lazarethen zu Trier, wo er den verwundeten und kranken Soldaten Körper- und Seelenarzt war, zugezogen hatte. Die Krankheit scheint um so eher tödtlich geworden zu sein, als er von den Wunden, die ihm in der Nähe von Hildesheim von Mörderhand versetzt worden waren, noch nicht, wie behauptet wird, völlig genesen war.

✓ Liebe zu Jesus, welche das eine unendlich manchfaltige Thema seiner frommen Muse ist, aus in folgender Stelle:

„Am Hertzen Jesu sterben him
Ist nur in lusten leben,
Ist nur verlieren mitt gewin,
Ist tod im Leben schweben.“

Wie zerknirscht ist sein Herz von Busse:

„In dunkler Nacht,
Ich bin bedacht
Mein tag, ohn tag (zu) vollbringen;
Nur trawrgesang
Mein lebenslang
Bey Mir soll stüts erklingen.“

Wie unerschütterlich sein Vertrauen auf die Gnade Gottes:

„Wer Buss mag redlich tragen,
Find je noch Guad,
Ist nie zu spath:
Und wer dan wolt verzagen?“

Mit welcher hochherziger Resignation weist Franz Xavier in der Romanze, die seinen Namen führt, die zurück, die ihm die Gefahren vorstellen, welchen er auf seinem Zuge zur Bekehrung der Japanesen entgegengehe:

„Lasset Wind und Wetter blasen,
Flam der Lieb vom Blasen wächst:
Lasset Meer und Wällen rasen,
Wällen gehn zum Himmel nächst.“

Für die unmittelbaren lyrischen Ergiessungen, wozu die angeführten Stellen gehören, bedient sich Spee entweder der Form des Liedes, der der Elegie, der Hymne, der Romanze, des Lehrgedichtes oder des Psalmes; fast mehr aber als diesen, scheint er den mittelbaren Weg der Idylle und der Ecloge oder des Dialogs zu lieben. So legt er wiederholt seine Empfindungen zweien Hirten Damon und Halton, oder Phidämon und Palämon in den Mund, und lässt sie im Wechselgesang Gottes Lob singen „auf Harfen und Quinternen“; Christus, der gute Hirt, wird unter dem Namen Daphnis eingeführt, die verirrtten Schafe suchend; der leidende Heiland wird vom Sternenhirten, dem Monde, in seiner Todesangst betrauert u. s. w. Streng didactisch ist nur eins der Gedichte: „die Immen oder die Bienen“, so wie jenes, aus welchem wir eben eine Stelle angeführt, Franz Xavier, die einzige Romanze ist. Alle gehören der geistlichen lyrischen Poesie an.

Im 17. und 18. Jahrhundert war Spee als Dichter fast ganz ignorirt, bei Katholiken und Protestanten durch Jac. Balde verdunkelt, indem die einen, wenigstens im 17. Jahrh., fast nur noch lat. Schriftstellern Aufmerksamkeit schenkten, die andern, weil sie gern über einen Mann weggingen, der als deutscher Dichter das war, was Balde als lateinischer, und mit diesem den Ruhm der Dichtkunst auf eine Seite ziehen konnte, auf welcher sie denselben

nur ungern sehen mochten. Nichtsdestoweniger erlebte Spee's „Trutz-Nachtigal“ in wenigen Jahren zwei Auflagen (Cöln 1649 und 1654); was darin seinen Grund haben mag, dass man angefangen hatte, während des Gottesdienstes erbauliche Lieder in deutscher Sprache von der versammelten Gemeinde singen zu lassen, und die Spee'schen, wie es scheint, gleich damals schon Aufnahme gefunden hatten *). Später machte man zum gottesdienstlichen Zwecke Sammlungen passender kirchlicher Lieder; was zur Folge hatte, dass einzelne Gedichte Spee's in Aller, der Dichter Spee in Keines Munde lebte. Erst im Anfange des gegenwärtigen Jahrh. lenkten v. Wessenberg (1802), Friedr. v. Schlegel (1806), Brentano (1817), die Aufmerksamkeit auf den Vergessenen, die zwei ersten durch Herausgabe einiger der Form und der Sprache nach, Brentano aller bloss der Sprache nach mehr oder minder modernisirten Gedichte desselben. Ein Aehnliches thaten noch erst vor 2 Jahren Willems und Hüppe. Alle legen die cölnische Ausgabe von 1654 zu Grunde. Wessenberg's Urtheil über Spee ist folgendes: „Zartes Gottesgefühl, reine Tugendbegeisterung, schmucklose Natureinfalt sind das Gepräge, die himmlische Signatur der Spee'schen Gedichte.“ Die Encyclopädie der deutschen Nationallitteratur äussert sich, nachdem sie einige Gedichte (in Betreff der Sprache ebenfalls etwas modificirt) vorgeführt, in folgender Weise: „Reiche schwärmerische Phantasie, Tiefe des Gefühls, Gluth der Begeisterung, hohe Würde, seltene Anmuth und Kraft in Behandlung von Sprache und Form, und eine warme lebendige Naturanschauung geben von Spee's Liedern einen unvergänglichen Werth, und reihen sie dem Besten, was je die geistliche lyrische Poesie hervorgebracht hat, unbedingt an, trotz dem, dass auch sie hin und wieder nicht frei von der Geschmacklosigkeit und dem Schwulste jener Tage sind.“ — Ein nicht ungegründeter Tadel, auf den wir zurückkommen werden, sobald wir uns die damalige Lage der Dinge und die Einflüsse vergegenwärtigt haben werden, welche auf Spee, den Dichter, einwirkten.

Spee fällt, in der Periode der neueren Poesie, in den Zeitraum, der mit Opitz beginnt (1618). In diesem Zeitraum ist das Hauptstreben der Form und der Sprache zugewendet; an der Spitze steht Opitz. Sein Bemühen geht dahin, den Formen der Alten Eingang unter seinen Landsleuten zu verschaffen, theils indem er sie direct auf das Alterthum hinweist, theils indem er sie, ausser denen der Franzosen und der Niederländer, zunächst mit den Leistungen der Italiener bekannt macht, die, wenn nicht in steter, doch in wenig unterbrochener Relation mit dem Alterthum geblieben waren. Es galt, den classischen Mustern nachzueifern, und, wie vor Opitz fast allgemein, glaubte man nach Opitz hin und wieder noch lange, dies selbst nur in der lateinischen Sprache thun zu können. Opitz ward „der Vater der deutschen Dichtkunst.“ So wie er an Kenntniss des griechischen und des lateinischen Alterthums und der Litteratur der neueren Völker, wie er überhaupt an Gelehrsamkeit seine Zeitgenossen weit hinter sich liess, so war er auch Theoretiker in einem Grade, wie kein Schriftsteller seiner Zeit. Anders erscheint er uns, wenn wir ihn als Dichter, besonders wenn wir ihn als geistlichen Dichter betrachten. Und das Letztere

*) Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts sollen in der Umgegend von Cöln Spee'sche Lieder beim Gottesdienste in Gebrauch gewesen sein.

ist nur unsere Absicht; wir möchten, so viel an uns ist, unserem Spee vindiciren, was sein Zeitalter, voll Bewunderung für Opitz, ihm nicht gewährt hat. Unsere Behauptung mag kühn erscheinen, allein dem geistlichen lyrischen Dichter und Prosodiker Spee gebührt, nach unserem Urtheil, der Vorrang vor dem geistlichen lyrischen Dichter und Prosodiker Opitz. Ueber ihre Leistungen in der Prosodie später, vorerst beide als geistliche Dichter.

Wollten wir eine Parallele ziehen, so würden wir sagen: Opitz hat mehr Verstand und Urtheil, Spee mehr Phantasie und Gefühl; jener besitzt mehr Gelehrsamkeit, dieser kennt sein Thema genau und fasst es mit ganzer Seele; der eine hält starr an der kalten äusseren Regel, die allerwärts bei ihm hervorblickt, der andere befolgt eine mehr in sich gefühlte als gegebene Richtschnur, die selten, oder wenigstens nicht störend bemerkbar wird; Spee ist eben so naiv als Opitz gekünstelt; die Gottesfurcht dieses ist kalt und stellt sich brennend, Spee's Liebe zu Gott und zu den Menschen ist aufrichtig und glühend. Wir führen, um dies Urtheil zu begründen, einige Stellen aus beiden an, obgleich wir wissen, dass solche wenig ausreichen, um so weniger aber in unserem Falle, da unsere Ausgabe der Opitz'schen Gedichte selbst in Betreff der Sprache einen völligen Vergleich nicht zulässt, indem sie, nach Bemerkung des Herausgebers selbst, die Sprache der Zeit ihrer Erseheinung (1746) enthält, nicht die eines Jahrhunderts früher, die Opitz schrieb. Eine andere Ausgabe stand uns nicht zu Gebote. Indessen reichen einzelne Stellen jedenfalls zur Beurtheilung des Formellen hin, was ja auch in den Kreis unserer Berücksichtigung fällt, und gewähren einigermaßen einen Blick in den Geist des Verfassers. Wir wählen die erste beste Stelle aus Opitz's „Lobgesang auf die Geburt Jesu Christi.“ Opitz erzählt:

„Die weisen Könige sind sehr darob erfreut,
 Und machen sich das Kind zu grüssen bald bereit.
 Sie ziehen eifrig hin, und opfern ihre Gaben,
 Das Hertze zu voraus dem angenehmen Knaben,
 Der aller König ist, wiewohl er sitzt und klagt
 In seiner Mutter Schoss, der auserwählten Magd,
 Des Weibes ohne Mann, an Leib und an Gemüthe,
 Von allen Lüsten frey, voll Gottes Gnad und Güte,
 Die, was sie nicht begreift, doch saget mit der That
 Dass sie selbst den gebar, der sie erschaffen hat.
 Von diesem hat sie sich im Hertzen unterwunden,
 Den Himmel aufzugehn, mit dem sie neu verbunden,
 Und gleich vermählet ist, hat auf das Kind gedacht,
 Auf das die Völker nun so lange Zeit gewacht:
 Hat über alles Lob die Jungfrau hoch erhaben,
 Die Gott mit diesem Glück und Ehren wird begaben,
 Dass sie soll Mutter seyn des Kindes, das die Welt,
 Und alles, was hier ist, hat in den Grund gestellt.“

So plan, so unerquicklich ist alles, das Folgende wie das Vorhergehende; nicht einmal Floskeln und witzige Antithesen. Alles ist kalt und lässt kalt. Trockene Erzählung,

bei der man die Einfachheit der biblischen noch einbüsst; dabei so regelmässig, dass der Leser auf einer, in einer dürren Ebene angelegten Kunststrasse einherzugehen vermeint, auf welcher ihn des Weges gemächlicher Gang anfangs freut, dann langweilt, und er von der Eintönigkeit nur durch einen bald grösseren, öfter kleineren Meilenstein momentan abgezogen wird, dessen Numer ihm sagt, so viel des Weges hast du jetzt hinter dir.

Wie bei weitem poetischer und gefühlvoller, Einzelheiten nicht gerechnet, Spee in : „Ermahnung zur Buss an den Sünder dass er die Burg seines Hertzens Christo einraume“ :

1.

Wolauff, wolauff, Du schönes Blut,
Sich Gott zu Dir wil kehren
O Sünder greiff nua Hertz, und Mut
Hör auff die Sünd zu mehren.
Wer Buss zu rechter Zeit verricht
Der soll in Warheit leben:
Gott wil den tod des Sünders nicht,
Wan wilt du dich ergeben?

2.

Vergebens ist all rath, und that,
Was wilt Du länger saumen?
Es sey nun gleich früh, oder spath,
Die Festung must Du raumen.
O Armes Kind!
O Sünder blind!
Was hilft es Widerstrebens?
Die Stärck verschwind,
Als wie der Wind,
Lass ab, es ist vergebens.

3.

Thu auff, thu auff, mirs glaub für war,
Gott last mitt ihm nitt schertzen:
Dein arme Seel steht in gefahr,
Und wird dich's Ewig schmerzen,
Kehr wider, o verlohmer Sohn,
Reiss ab der sünden banden,
Ich schwör Dir bey dem Gottes Thron
Die Gnad ist noch vorhanden.

4.

Geschwind, geschwind all uhr, und stund
Der Tod auff uns kompt eylen:
Ist ungewiss wen er verwund
Mitt seinen bleichen Pfeilen:
Wen er nit find in gnaden Zeit,
Wär nützer nie geboren;
Wer unbereit von himmen scheid,
Ist Ewiglich verlohren.

5.
 O Ewigkeit! o Ewigkeit!
 Wer wird dich können messen?
 Seind deiner doch schon albereit
 Die Menschenkind vergessen.
 O Gott von höchstem Himmel gut,
 Wan wird es besser werden?
 Die Welt noch immer schertzen thut,
 Kein Sinn ist mehr auff Erdenn.

Eben so in: „Bussgesang eines zerknirschten Hertzens“:

1.
 „Gleich früh wan zarter Morgenschein
 Die gipffel hoch vergüldet,
 Mich zeitlich das Gewissen mein
 Der Sünden vil beschüldet:
 Auch abends, wan die braune Nacht
 Den Tag zu ruh getragen,
 Es mirs kein härlein besser macht:
 Ja schärpffer thut michs nagen.

2.
 O Gott wan Ich mein Laster all
 Mitt Ziffer solt befangen,
 Weit schrittens über Zihl, und Zahl:
 Solt Ich noch gnad erlangen?“ u. s. w.

Opitz's geistliche Gedichte haben schon seine Zeitgenossen einer ähnlichen Kritik unterworfen. So sagt Harsdörfer, mit Klay Stifter des Blumenordens: „Opitz hat die Episteln in Liedern gesetzt; mich bedünkt aber, dass die vielen schweren Lehrpuncte darin kein schicklicher Inhalt zu Gedichten sind, deren Reimband die Meinung noch mehr verdunkelt, und der Lieblichkeit, auf die die Poeterei zielt, zuwiderläuft; doch ist es eine Dolmetschung und nicht ohne grosse Mühe zu wege gebracht; ich sage eine Dolmetschung, in welcher keine poetische Erfindung vonnöthen gewesen.“ — Die letzten Worte sollen Lob zugleich und Tadel aussprechen; H. will sagen, Opitz's Uebersetzungen seien gelehrte Arbeiten, aber keine Dichtungen, denn „die Erfindung gibt dem Poeten den Namen“, sagt er an einer andern Stelle.

Wohl würde auch der Vergleich mit manchen andern Dichtern der ersten Hälfte des 17. Jahrh. nicht so ganz zu Gunsten von Opitz ausfallen (wir denken an Angelus Silesius [Scheffler], an Dach, an Neumark, an Gryphius); allein es liegt ausserhalb der Grenzen der Aufgabe die wir uns gestellt, solche Vergleiche anzustellen. Eine allgemeine Bemerkung ist die, dass protestantische Schriftsteller, namentlich Dichter jener Zeit, mit seltenen Ausnahmen, dieselbe Richtung verfolgen, wie Opitz, die des Verstandes nämlich, eine Richtung, welche durch die Reformation geweckt und durch Opitz mehr oder minder befördert worden war. Wie natürlich, wurde bei den Katholiken der Gegensatz hervorgerufen, sie wurden mysticirend. Die Richtung der Einen ward unterhalten und genährt durch den in Cöthen zur Förderung der deutschen Sprache errichteten Verein der Fruchtbringenden oder des Palmordens

(1617), die der Anderen (doch erst später [1644] als dass diese auf Spee hätten wirken können) durch die gegenwärtig noch zu Nürnberg bestehende Gesellschaft des Blumenordens, die sich zu Gegenständen ihrer Thätigkeit vaterländische Sprache und (zunächst geistliche) Poesie bestimmt hatte. Wohl gehört Spee der Gesinnung nach den Süddeutschen an, obgleich er auch in Norddeutschland, nicht eben fern vom Sitze des Palmordens, vielleicht eben so lange lebte; allein er scheint seine poetische Bildung im Allgemeinen aus den alten und neuern lateinischen Dichtern geschöpft zu haben, und in der deutschen Poesie autodidact zu sein. Die Poesie des kalten Verstandes konnte ihm keine gefährliche Klippe werden, dagegen verwahrte ihn, ausser seinen Religions- und Standesverhältnissen als Katholiken und Priester, sein tiefes Gemüth; um so näher aber lag ihm die des Mysticismus. Auch hat er dieselbe nicht ganz vermieden. Er verliert sich leicht in seinen Gefühlen dahin, alle Lust als Verlust, jede Unlust als Gewinn anzusehen, das Leben dem Tode hintanzusetzen und zu vergessen, dass dieses Leben die unerlässliche Bedingung zu einem besseren Leben durch den Tod ist; so wie er vor Freude leicht sich entzückt, so verliert er sich leicht vor Angst und Trauer; man sieht ihm seine Unruhe ab, wie sehr er sich bemüht, ruhig zu scheinen. Zu allem Dem trägt wohl auch die Mangelhaftigkeit der Sprache das Ihrige bei; denn obgleich Spee sie mit seltener Gewandtheit und mit einem gewissen Fluss behandelt, so ist sie ihm doch in Bezeichnung des Abstracten oft widerspenstig. Dieser Unfügbarkeit der Sprache fällt auch grossentheils jene Geschmacklosigkeit zur Last, die man nicht nur Spee, sondern der Zeit mit Recht zum Vorwurf macht; die Sprache trägt oft ebenfalls die Schuld, dass manche litterarische Arbeiten der Zeit, namentlich Gedichte, in die Breite geschlagen sind, weil man aus Mangel der rechten Bezeichnung um die Sache herumging, sie auf einer anderen Seite wieder angriff, sie drehte und wandte, um dem Ausdruck des Gedankens hinzuzufügen, was man fühlte, dass ihm noch mangle und man oft etwa mit einem Worte hätte geben können. Doch sind bei Spee, was nicht auf Rechnung der Sprache geschrieben werden kann, manche Bilder und Gleichnisse an sich geschmacklos und spielend; seine Personificationen, wie z. B. die des Baches Cedron, der den Tod Jesu betrauert, sind etwas kühn, die Ausstattung christlicher Personen mit den Attributen mythologischer Gottheiten, der Diana, des Cupido u. a., so wie die Anrufung der „sicilischen Musen“, unpassend, seine Gesänge über die Geheimnisse der Religion, z. B. der hh. Dreifaltigkeit, der Menschwerdung, unpoetisch, weil der Stoff fast nur dogmatisch *) ist; Anderes fällt in's Niedriggemeine, wie z. B. „das kurze Poetisch Christgesang vom Ochs und Eselein bey der Krippen“, dessen Ueberschrift wenig abschreckt gegen den Inhalt, etc. Ein Beispiel von seltsamer Uebertreibung liefert jene übrigens sehr schöne „Christnächtliche Ecloga, darinn zween Hirten, die dass Christkindlein besucht haben, gegen ihm mit Liebe befangen, ihren Brandt entdecken“. Der eine der Hirten erzählt, wie er beim Besuch des Jesukindes, vor Liebe zu ihm entbrannt („mit süßem Pfeil verwund, mit süßem Feur durchschossen worden) sei, worauf

*) Spee fühlte dies auch selbst; daher sagt er in der Ueberschrift des „Lobgesanges auf die hochheilige Dreifaltigkeit, es werde das Geheimniss „sowohl Theologisch als Poetisch, wie viel geschehen können, entworfen.“

der andere erwidert, er habe so viele glühende Kohlen, dass, wer „Feuer“ bedürfe, nur zu ihm kommen könne, solches zu holen.

„Ihr Hirten (sagt er) auf gemeinem Feld,
Solt iemand Feur begeren :
Nur Mir es gleich werd angemeldt
Wil Ihm dan gnug bescheren.
Des Feurs ich gnug im Busen trag,
Und lebts in roten kohlen
Wer sein bedarff, mirs kecklich sag,
Mags hie zur Noturfft holen“.

Wie rührend das Gedicht über das „Ecce Homo“ ist, so unwürdig und läppisch ist die Durchführung der übrigens so schönen Idee, Christus leide nur aus Liebe zur Menschheit, in dem „traurigen Gespräch so Christus an dem Creutz führet“. Der am Kreuze duldende Heiland wendet sich, klagend, mit sanften Verweisen zuerst an die Nägel, die ihm Hände und Füsse durchbohrt, und fragt diese, warum sie ihm, der ihnen doch „nichts gethan“ habe, so qualvolle Schmerzen bereiten. Auf die Antwort der Nägel, dass sie bloss das unfreiwillige Werkzeug des Hammers seien, wendet sich Jesus an diesen; dieser verweist ihn an den Zimmermann, der Zimmermann an die Obrigkeit; diese entschuldigt sich damit, seine Mutter habe ihn „zum Leyden“ geboren. Als die Mutter ihm erwidert, der Engel habe ihr die Botschaft gebracht, dass sie „den wahren Gottes Sohn empfangen solle“, beruft sich dieser auf seine Sendung von Jesus „ewigem Vater“. Der Vater entgegnet, er, der Sohn, trage selbst die Schuld, er habe die Menschen „zu vil“ geliebt, es werde ihm nun seine Liebe mit Undank vergolten. Jesus verweist den Menschen ihren Undank, und schliesst mit der Idee des Ganzen, er verlange nur Gegenliebe. Der oft unwürdige Gedanke wird hin und wieder noch unwürdiger durch den geschmacklosen Ausdruck. Unter Anderm redet z. B. der Zimmermann in der Antwort zu seiner Entschuldigung, Jesus an :

„Armer Jesu Sohn des waren
Erd- und Himmel-Zimmermannes“.

Dennoch wurde, wir sind dessen überzeugt, dies Stück von Spee's Zeitgenossen mit dem grössten Beifall aufgenommen, solche Spielereien, solche läppische Vergleiche waren für den Geschmack der damaligen Zeit ein wahrer Leckerbissen.

Vieles davon fällt, wie gesagt, auf Rechnung der Sprache, die, wenn auch nicht an Ausdrücken für das Sinnliche, doch zur Bezeichnung des Uebersinnlichen noch sehr arm war. Wie wäre es auch anders möglich gewesen, da jetzt erst, kann man sagen, die Gelehrten anfangen, in ihren Schriften sich der Muttersprache zu bedienen, während früher eine Arbeit nur für gelehrt galt, wenn sie in lateinischer Sprache verfasst war. Natürlich, dass auch alle Lectüre der Studirenden in lateinischen Schriften bestand, und dass selbst in der Unterhaltung über gelehrte Gegenstände ein vielfach mit lateinischen Ausdrücken durchmisches Deutsch, oder vielmehr mit deutschen Wörtern durchwirktes Latein vorkam. Die nothwendige Folge war, dass der Vorstellung oder dem Gedanken der lateini-

sche Ausdruck auf der Ferse folgte, und dass man nicht ohne Anstrengung die deutsche Bezeichnung fand, wenn sie auch vorhanden war und man sie hinlänglich kannte. Nothwendigkeit einerseits und Bequemlichkeit andererseits wirkten also zusammen, um die lateinische Sprache im Gebrauche zu erhalten und der deutschen die Aufnahme zu wehren. Im 17. Jahrhundert, dem Theile desselben, der uns angeht, gab es, so zu sagen, noch keine Grammatik der Sprache; ausser den Kanzeleien, schrieben nur einzelne Schriftsteller in Prosa; in Versen mehrere. Dabei ist auffallend, dass die Sprache der Dichter bei weitem reiner von Zumischungen aus fremden Sprachen als die der Prosaisten ist, ja noch mehr, dass ein und derselbe Schriftsteller in seinen Gedichten die Sprache gut und rein schreibt, während die Prosa seiner Vorrede oder seiner Anmerkungen ganz ungeniessbar ist. Der Grund liegt darin, dass der Dichter, in Ermangelung des passenden Ausdrucks, zu Umschreibung seine Zuflucht nahm, während Umschreibungen, darum weil sie nur mehr oder minder genau sind, in Sachen, wo es auf Bestimmtheit ankommt, nicht zulässig gewesen sein würden. Selbst später als jene Gelehrtenvereine wohlthätig auf die Sprache gewirkt und dieselbe namentlich von fremdartigen Ingredienzien schon ziemlich gereinigt hatten, schreibt noch ein Schriftsteller (Ziegler, gest. 1657), „er bedenke sich weniger, je zuweilen ein lateinisch Wörtlein, wenn es den Gedanken deutlich darstelle, mit einzumischen in seine Prosa, aber nicht in die Poesie. Und warum?“ fragt er sich. „Wenn ich in dieser etwas umschreibe, das sich sonst nicht wohl deutsch geben lässt, so ist das in poetischer Rede wohl passend, aber nicht in ungebundener Rede, oder warum sage ich nicht lieber gleich Prosa?“ fügt er hinzu.

Kommen wir auf unseren Spee zurück. Von allem jenem buntscheckigen Gemengsel ist Spee ganz frei, nicht nur in seinen Gedichten, sondern selbst in der Prosa des „Gülden Tugendbuches“, wie in den „Mefckpünklein“ oder der Vorrede zur „Trutz-Nachtigal“. Man sieht daraus, und aus Allem wie er die Sprache behandelt, dass das Studium derselben eine Neigung bei ihm war, ausserdem dass seine schriftstellerische Thätigkeit ihm dasselbe zum Bedürfniss machte. Von Vereinen, die sich die Ausbildung der Sprache zum Zwecke gemacht, bestand damals nur noch der wiederholt erwähnte Palmorden, und auch er zählte erst 17 Jahre; er konnte also wohl nur noch wenig Früchte seines löblichen Strebens aufweisen, obgleich manche seiner Mitglieder durch ihre Arbeiten Beweise seines Bestehens und Wirkens abgelegt hatten. Wie sehr aber auch Spee jener Sprachmengerei abhold, wie sehr er auch in dieser Beziehung Purist ist, so drängen sich ihm doch, ohne sein Wissen, in seiner Prosa besonders, lateinische Wendungen mit platten Uebersetzungen in Menge auf, Uebersetzungen, die darum gewöhnlich so unpassend sind, weil, während z. B. das lateinische Wort in uneigentlicher Bedeutung, das dafür gewählte deutsche nur in eigentlicher vorkommt, und umgekehrt. Dies ist, wir sind dessen überzeugt, schon der Fall bei dem oben erwähnten unglücklichen „Erd- und Himmel-Zimmermann“, wo Spee das lateinische *faber mundi* (*f. coeli et terrae*) so anlächelte, dass er sich nicht wenig gratulirte, als ein metaphorischer „Zimmermann“ heraussprang. Noch weniger scrupulös ist er in Bildung von Wörtern und Wortformen, wenn dies der Reim oder das Sylbenmass erheischt, so dass man versucht wird zu denken, es möge Eines oder das Andere

doch nicht eben „bey guten teutschen bräuchlich gewesen seyn“, noch weniger sich „bey guten authoren haben finden lassen“. So sagt er in dem schon erwähnten schönen „Gesang über das Ecce homo“:

„Schaw den Menschen, der vom Vatter
Ward geboren ewiglich,
Ich erzitter und ertatter (d. i. erbebe)
Wan ich recht bedenke mich.“

Im „Spiel mit dem Echo“, Str. 12, lässt er das Echo „mit halbem poch“ sagen: „Schweige“. Anderswo macht er „an Muth gebresten (st. gebrechen), weil er eines Reimes auf „Westen“ bedurfte. Im „Spiegel der Liebe“ erklärt er, wie hin und wieder sonst noch, durch eine Randnote, dass das Wort, dessen er sich bediene, ein Provincialismus sei. „Ja weger doch“ statt: Ja wahrlich doch; erklärt er am Rande mit: „affirmantis est apud moguntinos“. Aehnliche Sprachschnitzereien sind häufig, wie ganz besonders, dass er, eben wieder um des Verses und des Reimes willen, Adjectiva und Pronomina hinter das Substantivum setzt, dem sie angehören.

Ein Hauptverdienst hat Spee um die Prosodie der deutschen Sprache. Wir haben oben behauptet, dass dadurch, dass er wenig gekannt gewesen, ihm das Verdienst der Originalität in diesem Punkte, zu Gunsten Opitz's geschmälert worden sei. Selbst bis auf unsere Tage übertönt ihn der Name Opitz, und Gervinus urtheilt neuerdings über Spee, als habe er, obgleich durch Opitz belehrt, von sich so gesprochen, als sei er derjenige, der aus dem doppelten Accent das Mass der Sylben entdeckt habe.

Die Möglichkeit, dass Spee die „Poeterei“ von Opitz gekannt habe, wollen wir keineswegs bestreiten; wahrscheinlich ist es aber nicht. Denn obwohl das Manuscript der „Trutz-Nachtigal“ um 10 Jahre (1634) jünger ist als das eben erwähnte Werk von Opitz, und dies also wohl Spee in die Hände gefallen sein könnte, so spricht doch dagegen, dass er sich bei seinen trochäischen Versen auf den kirchlichen Hymnus: Pange lingua etc. beruft, dessen Versmasse er das seinige nachgebildet habe*). Nun ist aber dieser, wie so mancher andere der so schönen kirchlichen Hymnen (z. B. Dies irae, dies illa und Lauda, Sion, Salvatorem) welche, die lateinische Prosodie verlassend, den Accent und somit die Quantität der neueren romanischen Sprachen (nicht aber der deutschen, da nicht Werth auf die Bedeutsamkeit der Sylben gelegt ist) befolgen, älter als die Prosodie des einen und des anderen; woraus folgt, dass vielleicht weder Opitz noch Spee das Gesetz der Sylbenquantität nach dem Accent eigentlich aufgefunden, sondern dasselbe vielmehr an den kirchlichen Hymnen beobachtet habe, etwa durch Versuch einer metrischen Uebersetzung derselben. Dunkel wohnt jener Taetschlag nach Länge und Kürze Jedem inne; den Beweis hiervon liefern alle, welche Verse lesen, ohne des Metrums noch

*) Vor jedem Gedichte mit trochäischem Versmass macht er die Erinnerung, es seien trochäische oder Sprungverse. Zum erstenmale findet sie sich vor dem Stücke: Jubel einer Christlichen Seele nach überwundener Trawrigkeit. „Seind Trochäische verss, sagt er, und müssen gelesen werden wie das Lateinisch Pange lingua gloriosi Corporis mysterium“, und dann setzt er das Versmass noch darunter.

selbst der Quantität kundig zu sein; solche sprechen den Rhythmus oft ohne alle Rücksicht auf den Gedanken.

Wenn nun aber Rhythmus und Quantität zusammenfallen, d. h. wenn jener auf diese gleichsam sich auflegt, so mag es eben nicht so sehr zu wundern sein, dass man durch vorhandene Muster von dem einen auf die andere zurückgeleitet werde, und finde, dass die Quantität mit dem Accent zusammentreffe. Wenn dazu noch Jemand die lateinische Prosodie kennt, wie auffallend muss dem der Unterschied werden, wenn er kirchliche Hymnen der bezeichneten Art mit dem Versmass, und die in jenen beobachtete Quantität mit der der alten lateinischen Dichter zusammenhält. Denn es ist unmöglich, dass man nicht auf der Stelle sehe, wie bei diesen alle Augenblicke Sylben lang oder kurz vorkommen, die in jenen geistlichen Hymnen kurz oder lang gebraucht sind.

Aus dem Gesagten würde folgen, dass weder Opitz noch Spee völlig originelle Erfinder der deutschen Prosodie genannt werden könnten. Wohl, aber dann scheint es uns, dass das, was sie aufgefunden, der eine unabhängig von dem anderen aufgefunden hat. Für Spee spricht die Wahrscheinlichkeit um so mehr, als seine kirchlichen Pflichten ihm täglich den einen oder den anderen genannter Hymnen vorführen konnten. Opitz ist nicht sein Vorgänger, dies ist uns höchst wahrscheinlich, sonst würde Spee bei seiner Aufrichtigkeit dessen eben so erwähnt haben, wie der kirchlichen Muster, die er befolgt. Früher hatten beide bloss nach einem dunklen Gefühle poetisirt, wie vor ihnen die Minne- und die Meistersänger; ja selbst nach ihrer Erfindung gestehen sie von sich, dass die aufgestellte Regel nicht immer von ihnen befolgt werde; doch so, setzt Spee hinzu, dass dies beim Lesen nicht störend auffalle.

Hören wir zum Schlusse, wie beide sich über die gemachte Erfindung aussprechen; auch dies möchte auf Unabhängigkeit des einen von dem anderen schliessen lassen. „Jeder Vers, sagt Opitz, ist entweder ein Jambicus oder Trochaicus; nicht zwar, dass wir auf Art der Griechen und Lateiner, eine gewisse Grösse der Sylben können in acht nehmen; sondern dass wir aus den Accenten und dem Thon erkennen, welche Sylbe hoch, und welche niedrig gesetzt soll werden Wiewohl nun meines Wissens noch niemand, ich auch vor der Zeit selber nicht, dieses genau in acht genommen; scheint es doch so hoch vonnöthen zu sein, als hoch vonnöthen ist, dass die Lateiner nach den Quantitatibus oder Grössen der Sylben, ihre Verse richten und reguliren. Es würde gar einen übeln Klang haben, fährt er fort, wenn Jemand sagte: „Venus die hat Juno nicht vermocht zu obsiegen,“ wenn die Füsse Jamben sein sollten, und also Vēnus, Jūno, vēmocht und ōbsiegen zu lesen wäre. Hierauf schliesst er: „Ich bin der Gedanken, man solle den Lateinischen Accenten, so viel möglich nachkommen“, Accent mit Quantität verwechselnd, so dass es scheinen möchte, es sei ihm dieser Punct nur practisch, nicht theoretisch klar gewesen. Spee dagegen sagt: „Was aber die Art der Reym-Verss betrifft, sind es theils Jambische, theils Trochaische Verss, wie es die gelehrten nennen: Dan sonst keine andere art sich im Teutschen recht arten, noch klingen wil. Die Quantität aber, das ist die Länge und Kürtze der Syllaben, ist Gemeinlich vom accent genommen, also dass

dieienige Syllaben auff welche in gemeiner ausspraach der accent fellet, für lang gerechnet seind, und die andere für kurtz.“

„Ich sage, Gemeinlich; dan ich gut ründ bekennen muss, dass ettwan auch darwider gehandelt, und es nitt allezeit so gar genau in acht genommen ist: aber doch also, dass es entweder der Leser nitt vermercken noch achten, oder auch die ohren nitt verletzen wird. Und auss disem merckpünctlein, welches wenig bissher gedacht oder verstanden, entstehet die Lieblichkeit aller anderen Reym-Verss, welche sonsten ohn solches gar ungeformt, und ungeschliffen lauten, und weis mancher nitt warumb. Aber dises ist die Ursach, weil man auff den accent nicht mercket.“

Wenn Spee, wie wir eben gesehen, wiewohl mit etwas Zurückhaltung sagt, andere als jambische oder trochäische Verse wollen sich im Deutschen nicht arten, so scheint er damit Dactylus und dactylisches Versmass als ausgeschlossen zu betrachten. Aehnlich, nur mit mehr Bestimmtheit, spricht sich Opitz über diesen Punct aus. „Obsiegen, sagt er, in dem eben angeführten Beispiele fortfahrend, habe, weil die erste Sylbe hoch, die andern zwo (5) niedrig seyn, eben den Thon, welchen bei den Lateinern der Dactylus habe, der sich zuweilen (denn er gleichwohl auch könne geduldet werden, wenn er mit Unterscheide gesetzt werde) in unsere Sprache, wann man dem Gesetze der Reimen keine Gewalt thun wolle, so wenig zwingen lasse, als Castitas, Pulchritudo und dergleichen in die Lateinischen Hexametros und Pentametros zu bringen seien.“ — Allerdings, so fern es nur jambische und trochäische Verse gibt: beide nehmen dies an, Opitz geradezu behauptend, Spee ahnend, dass wohl doch ein anderes Versmass, das dactylische, möglich sei, eine Vermuthung, die sich erst anderthalb Jahrh. später als Wahrheit enthaltend, beweisen sollte. Da die grosse Mehrheit der Wörter unserer Sprache trochäisches oder jambisches Mass hat, so blieb die Minderzahl der Dactylen ihnen unbeachtet oder sie zwängten sie, in dem Vorurtheil, es sei nur ein Trochäus oder Jambus statthaft, in eines dieser beiden Masse. Letzteres findet sich ja auch, das Vorurtheil abgerechnet, nicht selten noch in unseren Tagen, und gilt selbst bei den Strengsten nur als eine Ungenauigkeit. Z. B.

„Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen:
Zu bändigen den eignen Willen.“

Das Gesagte mag hinreichen, Spee den geistlichen Dichter einigermaßen beurtheilen zu lassen. Doch auch der Mensch Spee ist in dem Dichter ersichtlich: wir sehen jenen in dem was dieser sagt, wie in dem was er nicht sagt. Auf den ersten Punct haben wir gleich anfangs kurz hingedeutet, und denselben in der Auswahl der Stellen, die wir angeführt, berücksichtigt; den letzteren wollen wir zum Schlusse in wenig Worten hier noch berühren. — Wie vielbewegt das Jahrhundert war, dem Spee angehört, ist allbekannt, ausserdem von uns im Beginne dieser wenigen Zeilen in einigen grossen Zügen angedeutet. Wir wollten da durch die Zeitverhältnisse auf den Menschen, und von diesem auf den Dichter schliessen lassen; hier umgekehrt, der Dichter soll uns den Menschen zeigen. — Kann es auch nur auf einer Vermuthung, mag es selbst auf einem Irrthume

beruhen, dass die frühe Gräue seiner Haare, wie er dem damals Canonicus, später Kurfürsten von Mainz Job. Phil. v. Schönborn auf dessen desfallsige Frage antwortete*), von dem Grame herrühre, den das herzerreissende Gejammer der unschuldigen Opfer, die er zum Feuertode geleitet, in seine Seele legte, immer ist es, seiner eigenen Aussage nach wahr, dass der Kummer schwer auf seiner Seele lastete. Wohlán, nicht ein Zug ist seiner Feder entschlüpft, weder in seinen Gedichten noch in seinem Gúldenem Tugendbuche, der auf die trübe Zeit deutete. Nachdem er in seiner *Cautio Crim.*, ex professo den Unmuth seiner Seele, und zwar doch nur über das Unwesen der Hexenprocesse, ausgegossen, ist in seinem Innern nicht mehr eine Spur von Missgefühl, ist seine Seele kindlich dem Vater im Himmel, brüderlich dessen Kindern auf Erden zugewendet und ergeben. Weder die Verheerungen des offenen Krieges noch die Uebel der Privatbefehdungen, weder die religiösen Spaltungen noch die politischen Zerwürfnisse, weder die Anfeindungen seines Ordens noch die Verfolgungen seiner Person, sind auch nur mit einem Worte berührt. Er fasst den Menschen jeglicher Zeit und jeglichen Ortes, nicht den seines Zeitalters und seines Vaterlandes, in's Auge, um ihn Gott zuzuführen, und es grämt ihn nur, zu denken, dass, nachdem er dem Menschen gezeigt, was sein Schöpfer ihm ist, dieser seinem Schöpfer nicht ist, was er ihm sein sollte und sein könnte; die Ergüsse seines Gemüthes sind daher so rein, dass, wer seine Lebensgeschichte nicht kennt, in seinen Gedichten nur eine Seele erblickt, die sich an den Himmel anklammert, ohne die Erde zu beschuldigen, ohne selbst nur einen ihrer Bewohner des Irrthums zu zeihen.

*) S. Wyttenbach Chronik von 1820.